

Robin Cook
Testphase

Buch

Nach einer längeren Auszeit, in der sie sich um ihren schwer erkrankten Sohn JJ kümmerte, kehrt Laurie Montgomery zurück an ihren Arbeitsplatz im Büro der obersten New Yorker Gerichts-pathologie. Noch während sie sich neu sortiert, wird sie mit einem Fall konfrontiert, der es in sich hat.

Denn Satoshi Machita, einst Forscher an der Universität von Kyoto, soll ein Patent in Händen gehalten haben, das in der Stammzellenentwicklung Milliarden Dollar wert wäre. Als er inmitten unzähliger Pendler in der New Yorker U-Bahn zu Tode kommt, muss Laurie herausfinden, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist oder ob etwas viel Dramatischeres dahinterstecken könnte. Bald ist klar: Es handelt sich um Mord. Vermutlich sind gleich mehrere Akteure aus der Biotech-Industrie darin verwickelt. Entgegen aller guten Ratschläge – auch wider die ihres Kollegen und Ehemannes Jack Stapleton – setzt sie alles daran, die Verwicklungen zu lösen. Bis das Leben ihres Sohnes bedroht wird, um sie dazu zu bringen, ihre Nachforschungen einzustellen ...

Autor

Robin Cook hat lange Jahre in der medizinischen Forschung und als HNO-Arzt gearbeitet. Inzwischen widmet er sich ganz dem Schreiben seiner Bestseller, von denen mehrere für das Fernsehen verfilmt wurden. Robin Cook sagt von sich, dass er die Leser mit seinen Medizin-Thrillern einerseits unterhalten will, andererseits möchte er auf die Gefahren aufmerksam machen, die die medizinische Forschung, aber auch die Praxis täglich mit sich bringen. Er lebt heute als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Florida.

Bei Blanvalet sind von Robin Cook bereits erschienen:

Die Operation (36826), Crisis (36860), Toxin/Schock (36400, Doppelband), Labor des Teufels (36503), Der Experte (37142), Die Seuche Gottes (37158), Schock (37367), Die Hand des Bösen (37159), Todesengel (37613), Obduktion (37705)

Robin Cook

Testphase

Thriller

Deutsch von Anne Döbel

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel »Cure«
bei G. P. Putnam's Sons, the Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Januar 2013

Copyright © 2010 by Robin Cook

All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Blanvalet
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß/Augsburg

Umschlagmotiv: Corbis/Science Photo Library/
LAGUNA DESIGN

Redaktion: Barbara W. Bortal

lf · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37912-5

www.blanvalet.de

Für Jean und Cameron,
meine Partner fürs Leben

»Oh, welch' verworren Netz wir weben,
wenn anfangs wir Intrigen leben.«

NACH SIR WALTER SCOTT,
MARMION, LIED 6, STROPHE 17

Prolog

*28. Februar 2010
Sonntag, 02.06 Uhr
Kyoto, Japan*

Von einer Sekunde auf die andere wendete sich das Blatt. Gerade noch lief alles wie am Schnürchen – abgesehen von der Tatsache, dass Benjamin Corey sich in einem fremden Land aufhielt und gerade in ein Labor einbrach –, und schon im nächsten Moment hatte das Verhängnis bereits seinen Lauf genommen. Ben Coreys Gemütszustand wechselte von relativ entspannt zu schlichtweg entsetzt. Innerhalb von Sekunden, nachdem die Deckenbeleuchtung angesprungen war und den Fußboden mit grellem Neonlicht überflutete, kroch kalter Schweiß über Ben Coreys Stirn, und sein Herz fing an zu hämmern. Am schlimmsten fand er, dass seine Fingerspitzen taub wurden – eine Reaktion auf diese brenzlige Situation, die er bisher noch nie bei sich erlebt hatte. Was ihm am Abend zuvor von seinem japanischen Yakuza-Kontakt in Tokio als Kinderspiel angepriesen worden war, drohte nun, sich genau zum Gegenteil davon zu entwickeln. Ein älterer Wachmann in Uniform näherte sich durch den Mittelgang des Labors, das Visier seines Helmes hatte er über die Stirn zurückgeschoben. Dicht neben seinen Kopf hielt er eine Taschenlampe in seiner rechten Hand. Er kam näher und schwenkte dabei

sowohl seinen Kopf als auch den Taschenlampenstrahl in jeden Gang zwischen die Reihen mit Labortischen. An sein linkes Ohr gedrückt hielt er ein Mobiltelefon, in das er mit gedämpfter, abgehackter Stimme sprach. Wahrscheinlich hielt er den zentralen Wachdienst der Universität von Kyoto über seinen Einsatz auf dem Laufenden. Ein Einsatz, der damit begann, dass er ein einzelnes Licht bemerkt hatte, das in einem Büro im dritten Flur in einem ansonsten völlig dunklen und eigentlich leeren Gebäude brannte. Mit jedem seiner Schritte verursachte der riesige Schlüsselbund, den er mit einem Haken an seinem Gürtel befestigt hatte, ein unheilvolles Klirren.

Es war Ben Coreys erster Einsatz als Einbrecher, und er gab sich selbst das Versprechen, dass es auch sein letzter sein würde. Er gehörte nicht hierher. Er war Dr. med. und Absolvent der Harvard Business School, außerdem Gründer des vielversprechenden Start-Up-Unternehmens iPS USA LLC. Er hatte die Firma mit der Vorstellung gegründet, durch die Vermarktung von menschlichen induzierten pluripotenten Stammzellen, kurz iPS, vielfacher Milliardär zu werden.

Der spezielle Grund dafür, dass Ben sich hier aufhielt, klemmte in diesem Moment unter seinem Arm: mehrere Arbeitsmappen aus dem Labor, die einem ehemaligen Forscher der Kyotoer Universität, Satoshi Machita, gehörten. In den Mappen stand der klare Beweis dafür, dass Satoshi Machita derjenige war, der die ersten iPS-Zellen geschaffen hatte. Ben hatte diese Laboraufzeichnungen in dem Nebenzimmer gefunden, aus dem er gerade herausgekommen war. Satoshi hatte Ben genau erklärt, wo diese Mappen zu finden waren, und hatte ihn im Grunde ermächtigt, diese an sich zu nehmen, was Ben als Rechtfertigung für seine Teilnahme an dem Ein-

bruch diene. Aber es gab noch andere ausschlaggebende Faktoren: In den vergangenen Jahren hatte Ben eine Midlife-Krise durchlaufen, die ihn noch immer seiner altersgemäßen Reife beraubte. Er hatte sich von seiner Frau getrennt, mit der er drei inzwischen erwachsene Kinder hatte, hatte seinen festen Job bei einem höchst erfolgreichen Biotechnologie-Giganten gekündigt und seine frühere Sekretärin, Stephanie Baker, geheiratet, woraufhin er rasch Vater eines Jungen wurde. Er nahm vierzig Pfund ab, fing an, Triathlon und Extrem-Skifahren zu trainieren, und wagte die riskante Gründung von iPS USA zu einer Zeit, als das Aufbringen von Kapital bestenfalls schwierig zu nennen war, was ihm seinerseits erhebliche Kompromisse abverlangte – speziell, was die Herkunft des Geldes betraf.

Mit Blick auf diese bedeutenden Veränderungen in seinem Leben begann Ben mit Stolz von sich als einem »Macher« zu sprechen, im Gegensatz zu den »Zuschauern«. Als er von Satoshi Machita und dessen Geschichte hörte, ergriff er sofort die Chance, dabei mitzumischen. Sehr schnell gelangte Ben zu der Annahme, dass Satoshis Laboraufzeichnungen möglicherweise wie Manna vom Himmel auf ihn herabfielen. Sollte auch nur die Hälfte von dem, was Satoshi ihm darüber gesagt hatte, wahr sein – nämlich dass er derjenige gewesen war, der als Erster iPS-Zellen aus seinen eigenen Fibroblasten gezogen hatte, war Ben davon überzeugt, dass die Aufzeichnungen die biotechnologische Patentwelt erschüttern würden, weil sie die Grundlage für das geistige Eigentum von iPS USA liefern würden.

Diese Geschichte hatte vor vielen Monaten angefangen. Seitdem hatte Ben es als seine persönliche Verantwortung angesehen, die Laboraufzeichnungen aufzuspüren.

Allerdings hatte er nicht vorgehabt, bei dem Einbruch in die Universität von Kyoto selbst dabei zu sein. Doch ein Yakuza-Boss, den er während eines Meetings in Tokio, das von einem gleichrangigen Mafia-Boss aus New York, der Bens Startkapital bereitgestellt hatte, arrangiert worden war, hatte ihn davon überzeugt, wie einfach es werden würde. »Ich glaube nicht, dass das Labor überhaupt verschlossen sein wird«, hatte ihm der im schicken Brioni-Anzug gekleidete Mann gesagt, während sie an der Bar des Peninsula, dem nobelsten Hotel Tokios, saßen. »Es kann sogar sein, dass morgens um zwei Uhr Studenten dort arbeiten. Beachten Sie sie einfach nicht! Holen Sie heraus, was auch immer Ihrem Angestellten gehört, und verlassen Sie das Labor! Es wird keine Probleme geben, sagen meine Quellen. Ich werde Ihnen einen der besten Vollstrecker des Yamaguchi-gumi schicken. Er wird Sie in Ihrem Hotel in Kyoto treffen. Sie müssen nicht einmal selbst in das Labor hineingehen, wenn Sie es nicht wünschen. Erklären Sie ihm nur, was er für Sie suchen soll, und wo es Ihrer Meinung nach liegt.«

An diesem Punkt war der neue »Macher« Ben davon überzeugt gewesen, dass es so sein sollte, dass er persönlich an der letzten Etappe dieses Vorgangs teilnehmen musste, der nach vielen Monaten der Ausarbeitung zum Abschluss kommen würde. Da diese Laboraufzeichnungen so wichtig waren, wollte er zu einhundert Prozent sicher gehen, dass die richtigen Mappen entwendet würden. Als Sahnehäubchen hatte der rechtmäßige Besitzer diese Wiederbeschaffung befürwortet, deshalb empfand er seine Handlung nicht als Diebstahl. In seiner Vorstellung war er eine Art moderner Robin Hood.

»Wir müssen verdammt noch mal hier raus«, flüsterte Ben im Fistelton seinem Mitverschwörer, dem sogenann-

ten »echten« Profi Kaniji Goto zu. Die beiden Männer kauerten hinter einem der Labortische. Außer dem Schlüsselklimmern konnten sie hören, wie die Sandalen des Wachmanns über den gefliesten Fußboden des Labors schlurften.

Sichtbar erbost bedeutete Kaniji Ben, still zu sein. Den Befehl steckte Ben ungerührt weg. Was ihm jedoch nicht gefiel, war der Dolch, den Kaniji von irgendwoher unter seiner Kleidung herausgezogen hatte. Die grelle Beleuchtung des Raumes fiel auf die Edelstahlklinge des Messers und wurde gleißend zurückgeworfen. Ben war sich darüber im Klaren, dass Kaniji nicht vorhatte, sie schnellstmöglich aus dem verdamnten Gebäude herauszubringen, sondern sich auf einen gewalttätigen Zusammenstoß vorbereitete.

Die Sekunden strichen vorüber, und der Wachmann kam immer näher. Ben machte sich Vorwürfe, diese Mission nicht verworfen zu haben, als der angebliche Profi Kaniji vor einer Stunde in Bens *Ryokan*, seinem traditionellen japanischen Gästehaus, aufgetaucht war, um ihn abzuholen. Zu Bens Entsetzen erschien Kaniji ganz in Schwarz gekleidet, als ob er zu einem Maskenball unterwegs sei. Über einem schwarzen Rollkragenpullover und einer weiten, schwarzen Hose, die eher zu einem Pyjama gepasst hätte, trug er eine Kampfsportjacke, die mit einem flachen, schwarzen Gürtel zusammengehalten wurde. Seine Füße steckten in schwarzen Laufschuhen. Mit seiner Hand umklammerte er eine schwarze Sturmhaube. Um die Sache noch schlimmer zu machen, sprach er nur sehr wenig Englisch, wodurch die Verständigung erschwert wurde.

Aber die Kombination aus mühsamer Kommunikation, fremder Umgebung und der Aufregung darüber,

bald die Labormappen in die Finger zu bekommen, trugen zu Bens Bereitschaft bei, den Einbruch stattfinden zu lassen – trotz der Alarmglocken, die in seinem Kopf läuteten. Und als jetzt Kaniji vorwärtskroch und dabei mit seinem Messer herumfuchtelte, stieg Bens Anspannung ins Unendliche.

In der Hoffnung, eine Begegnung zwischen Kaniji und dem Wachmann zu verhindern, folgte Ben Kaniji im Entengang, bis er dicht hinter ihm war. Verzweifelt griff er nach Kanijis Gürtel und riss den Mann nach hinten.

Kaniji verlor das Gleichgewicht und fiel auf sein Gesäß, schoss aber sofort wieder hoch, wobei er eine Drehung vollführte wie ein Kampfsportexperte, der er ja angeblich auch war. Dass sein Komplize ihn umgeworfen hatte, verwirrte ihn vorübergehend, dennoch schaffte er es, den reflexartigen Angriff abzubrechen. Stattdessen nahm er Ben gegenüber eine aggressive Kampfhaltung ein. Seine Messerspitze zuckte dicht vor Bens Nase.

Ben stand wie festgefroren. Er versuchte verzweifelt, Kanijis Mentalität einzuschätzen und fürchtete gleichzeitig, dass er den Angriff, von dem Kaniji sich gerade mühsam zurückhielt, auslösen würde, wenn er sich jetzt bewegte. Die Situation war vertrackt. Die Sturmhaube, die Kaniji sich vor dem Betreten des Labors über den Kopf gezogen hatte, verdeckte sein ganzes Gesicht und machte es so unmöglich, seinen Ausdruck zu lesen. Sogar die Augen, die man durch die Schlitze sah, schienen ausdruckslose, schwarze Löcher zu sein. Eine Sekunde später wurden Ben und Kaniji durch das Licht geblendet, das aus der Taschenlampe des Wachmanns strahlte.

Kaniji handelte im reinen Reflex. Blitzschnell drehte er sich von Ben weg, stieß einen Schrei aus und stürzte sich

auf den Wachmann, das Messer, das er wie einen Dolch hielt, hoch über dem Kopf. Auch Ben sprang vorwärts und hielt noch einmal Kanijis Gürtel fest. Aber anstatt Kanijis Vorwärts-Sprung zu stoppen, wurde Ben mitgerissen. In dem Moment, in dem Kaniji mit voller Wucht auf den Wachmann traf, rammte Ben in Kanijis Rücken, sodass alle drei Männer wie ein Sandwich auf dem Boden landeten, der Wachmann unten, und Ben als oberste Lage.

Als ihre Körper zusammenstießen, hatte Kaniji schnell zugestoßen und das Messer tief in die Grube zwischen Schlüsselbein und äußerer Schulter des Wachmanns gedrückt. Beim Aufprall auf den Boden wurde das Messer weiter in den Körper getrieben und durchstach dabei die Halsschlagader.

Außer dem Zischen, mit dem die Luft aus Kanijis und des Wachmanns Lungen gepresst wurde, als sie auf den Fußboden prallten, bemerkte Ben etwas anderes: Eine Flüssigkeit spritzte wie eine Fontäne stoßweise empor. In dem Durcheinander brauchte er einen Moment, um zu realisieren, dass die Flüssigkeit Blut war. Während Ben sich aufrappelte, konnte er erkennen, dass das Blut in einem schwächer werdenden Strahl Herausschoss, während das Herz des Wachmanns den Rest seiner sechs Liter hinauspresste.

Im Gegensatz zu Kaniji, der blutüberströmt war, hatte Ben nur ein paar große Tropfen abbekommen, die ihm über die Stirn liefen, als er aufstand. Er wischte sie fieberhaft mit seinem freien Handrücken ab, dann schützelte er die Hand.

Einen Moment lang starrte Ben auf die beiden miteinander verschlungenen Körper, die dort in einer roten Lache lagen. Der eine schnappte noch immer nach Luft,

der andere war bewegungslos und blass. Im nächsten Moment war Ben weg, die Labormappen unter den linken Arm geklemmt wie einen Fußball. Kopfüber rannte er denselben Weg zurück, auf dem Kaniji und er zu Satoshis ehemaligem Büro gelangt waren.

Als er aus dem Haupteingang des Gebäudes gestürmt war, stutzte er einen Moment, nicht sicher, was er nun tun sollte. Ohne den Zündschlüssel für Kanijis in die Jahre gekommenen Datsun machte es keinen Sinn, zum Auto zurückzugehen, das sie in einem kleinen Wäldchen abgestellt hatten. Seine Gedanken sausten blitzschnell durch diverse, allerdings nicht gerade vielversprechende Möglichkeiten, bis ihn das entfernte Aufheulen einer sich nähernden Sirene wachrüttelte und er sich in Bewegung setzte. Obwohl er sich in der fremden Stadt nicht auskannte, wusste er, dass der Fluss Kamo westlich von ihm verlief und Kyoto von Norden nach Süden durchschnitt. Dabei floss er dicht an seinem *Ryokan* in der Altstadt vorbei.

Mit der Kondition eines Triathleten machte sich Ben auf den Weg. Er orientierte sich an den Sternen, um den Fluss zu finden. Er lief leicht und gleichmäßig und versuchte dabei, so leise wie möglich zu sein. Nach nur drei Häuserblöcken hörte er, wie die Sirene erstarb, anscheinend hatte die Polizei das Labor bereits erreicht. Er spannte seine Kiefermuskeln an und erhöhte das Tempo. Das Letzte, was er wollte, war, angehalten zu werden. Angespannt und aufgeregter wie er war, hätte er Schwierigkeiten damit gehabt, auch die einfachsten Fragen zu beantworten, ganz zu schweigen davon, wie er erklären sollte, warum er zu dieser Nachtzeit durch die Gegend rannte und dabei Mappen trug, die aus einem Labor der Kyotoer Universität stammten. Als er den

Fluss erreichte, wandte er sich nach Norden und fiel in einen schnellen, aber stetigen Laufschrift, als ob er einen Wettkampf laufen würde.

Drei Wochen später

22. März 2010

Montag, 09.37 Uhr

Tokio, Japan

Naoki Rajiri arbeitete bereits länger im *Mizu Shōbai*, dem Wasserhandel – Euphemismus für alle nächtlichen Vergnügungen –, als er gerne zugab. Nach seiner Schulzeit hatte er ganz unten angefangen und Sake-Tassen, Bierkrüge und *Shōchū*-Schnapsgläser gespült. Dann kletterte er die Leiter der Verantwortung nach oben. Bei seiner Karriere legte er großen Wert darauf, in den unterschiedlichsten Etablissements gearbeitet zu haben: Im traditionellen *Nomiya*, einer Trinkhalle, genauso wie in Hardcore-Edelbordellen der Yakuza, der japanischen Variante der Mafia. Naoki selbst hatte sich nie einer Gruppierung angeschlossen, aber er wurde toleriert. Bei den Yakuza war er aufgrund seiner Erfahrung sogar sehr gefragt, weshalb er leitender Manager des Paradise im Akasaka-Distrikt von Tokio war, einem der beliebtesten Full-Service-Lokale, das die ganze Nacht hindurch geöffnet hatte.

Naoki hatte seine Karriere in seiner kleinen Heimatstadt begonnen, war dann im Lauf der Jahre in immer größere Städte weitergezogen und hatte schließlich seine großen Zeiten erst in Kyoto, dann in Tokio. In all diesen Jahren war Naoki der Meinung gewesen, er hätte alles

gesehen, womit man es im »Wasserhandel« zu tun bekommen konnte, einschließlich Geld, Alkohol, Glücksspiel, Sex und Mord. Jedenfalls hatte er bis zu diesem Morgen so gedacht.

Es begann mit einem Anruf kurz vor sechs Uhr morgens. Verärgert über den Anrufer, der ihn störte, nachdem er eben erst eingeschlafen war, meldete er sich schroff, änderte dann aber ganz schnell seinen Tonfall. Der Anrufer war Mitsuhiro Narumi, der *Saiko Komon*, der höchste Ratgeber des *Oyabun*, des Oberhauptes der Inagawa-kai, der Yakuza-Familie, der The Paradise gehörte. Dass ihn, einen einfachen Nachtclub-Leiter, eine so hochgestellte Persönlichkeit anrief, ließ ihm eiskalte Schauer der Angst über den Rücken laufen.

Naoki fürchtete, etwas Furchtbares könnte sich im Paradise über Nacht abgespielt haben, und als Manager war es seine Aufgabe, über alle Vorkommnisse Bescheid zu wissen. Aber es handelte sich um etwas ganz anderes, um etwas Außergewöhnliches: Narumi-san rief an, um ihn darüber zu informieren, dass Hisayuki Ishii, der *Oyabun* einer anderen Yakuza-Familie, das Paradise besuchen würde, um ein wichtiges Treffen mit Kenichi Fujiware, dem ersten Vize-Minister für die Ressorts Wirtschaft, Handel und Industrie, abzuhalten. Der Vize-Minister war ein hochrangiger, in der Politik verwurzelter Bürokrat. Narumi-san sagte weiter, dass Naoki persönlich für den reibungslosen Ablauf des Treffens verantwortlich sei. »Sorg dafür, dass sie bekommen, was auch immer sie benötigen oder wünschen!«, lautete seine abschließende Anweisung.

Darüber erleichtert, dass es bei dem Anruf nicht um ein ernstes Problem ging, erwachte Naokis Neugier. Warum sollte sich ein *Oyabun* einer anderen Yakuza-Orga-

nisation auf Inagawa-kai Territorium wagen – besonders, wenn er mit einem Minister der Regierung sprechen wollte? Aber er hatte nicht die Stellung inne, danach zu fragen, und Narumi-san gab ihm auch keine Erklärung, sondern beendete die Unterhaltung abrupt.

Als es auf zehn Uhr zugging, wurde Naoki allmählich ruhiger. Alles war arrangiert. Das eigentliche Mobiliar war fortgeräumt, und ein besonderer Tisch war in die Mitte der Cocktaillounge im zweiten Stock gestellt worden. Man hatte Naokis besten Barmann aus dem Bett gerissen für den Fall, dass nach exotischen Drinks verlangt werden würde. Vier Hostessen waren herbeordert worden, falls Naokis Gäste ihre Dienste wünschten. Das Arrangement wurde vollendet durch einen Aschenbecher, der zusammen mit einer Auswahl an Zigarettenpackungen aus dem In- und Ausland bei beiden Sitzplätzen stand.

Als Erster erschien der *Oyabun*, begleitet von einer Schar unauffälliger Gefolgsleute, die alle in dunklen Sharkskin-Anzügen, dunklen Sonnenbrillen und stark gegelten Stachelhaaren auftraten. Der *Oyabun* war konservativer gekleidet und trug einen italienischen, meisterhaft geschneiderten, dunklen Wollanzug, den er mit auf Hochglanz polierten Budapester Schuhen aus England kombiniert hatte. Sein Haar war kurz und sorgfältig frisiert, und seine Nägel perfekt manikürt. Er war der Inbegriff eines sehr erfolgreichen Mannes, der – neben der Verantwortung, Oberhaupt der Verbrecherfamilie Aizukotetsu-kai in Kyoto zu sein – auch die Führung einer Anzahl legaler Unternehmen innehatte. Er passierte den sich verbeugenden Naoki, als ob dieser nur ein Stück Inventar sei. Er machte es sich oben am Tisch gemütlich und akzeptierte schroff einen angebotenen Whisky, wäh-

rend er geistesabwesend den Haufen Zigarettenpackungen durchstöberte. Um für weitere Zerstreuung zu sorgen, hatte Naoki dem Schichtmanager ein Zeichen gegeben, die Frauen hereinzubringen.

Naoki ging zurück nach unten an den offenen Eingang, der zur Straße führte, um die Ankunft seines zweiten wichtigen Gastes abzuwarten. Da The Paradise vierundzwanzig Stunden am Tag, also 365 1/4 Tage im Jahr geöffnet hatte, gab es keine Tür im eigentlichen Sinn. Stattdessen bewegte sich im Eingang ein unsichtbarer Vorhang aus Luft, der im Winter Kälte und im Sommer Hitze und Feuchtigkeit abhielt. Dahinter stand die Idee, aus menschlicher Verführbarkeit Nutzen zu ziehen, indem man das Betreten des Gebäudes so einfach wie möglich gestaltete. Es kam nur sehr selten vor, dass ein japanischer Mann, der sich nur kurz dort aufhalten wollte, den Club verließ, bevor ein, zwei Stunden vergangen waren.

Das Erdgeschoss des Paradise war eine große *Pachinko*-Spielhalle. Sogar zu dieser Tageszeit saßen mehr als einhundert scheinbar komatöse Spieler an den senkrechten Kugelspielautomaten. Einhändig schossen sie Metallkugeln senkrecht nach oben, bevor sie bis unter den Sichtrand der Glasscheibe der Automaten herabstürzten. Auf ihrem Fall knallten die Edelstahlkugeln auf diverse Hindernisse und Nebenstrecken. *Pachinko* löste bei vielen Spielern eine fast fanatische Hingabe aus, was Naoki nicht verstehen konnte, aber es kümmerte ihn auch nicht. Die Einnahmen aus dem Glücksspiel machten etwa fünfundvierzig Prozent des Gesamtumsatzes des Paradise aus.

Weiter die Straße hinunter konnte Naoki die schwarzen Limousinen sehen, mit denen der *Oyabun* und sein

Gefolge angekommen waren. Zwischen den Toyota Crowns stand der Privatwagen des *Oyabun*, ein eindrucksvoller schwarzer Lexus LS 600h L, das neue Flaggschiff des Herstellers und damit der gesamten japanischen Autoindustrie. Die Autos waren alle im deutlich markierten Halteverbot abgestellt, was Naoki aber nicht weiter beunruhigte. Die heimischen Polizisten würden die Wagen erkennen und sie gewähren lassen. Naoki kannte das unorthodoxe und reibungsarme Verhältnis zwischen Regierungsbehörden – einschließlich der Polizei – und der Yakuza, das auch bei diesem bevorstehenden Treffen sichtbar wurde, dessen Gastgeber er sein würde.

Mit einem Blick auf die Uhr kehrte Naokis Nervosität zurück. Trotz des leichten Lächelns der Billigung, mit dem der *Oyabun* Naoki bedacht hatte, als die Hostessen erschienen waren, war sich Naoki bewusst, dass der *Oyabun* es als ein Zeichen von Respektlosigkeit seitens des Vize-Ministers werten könnte, dass er gezwungen war zu warten. Zu Naokis Erleichterung wurde er jedoch im selben Moment, als er nach rechts schaute, mit dem Anblick der Kolonne des Vize-Ministers belohnt.

Sie waren nur noch einen halben Häuserblock entfernt und näherten sich langsam: drei schwarze Toyota Crowns, so dicht aufeinander folgend, dass es den Anschein erweckte, sie seien miteinander verbunden. Der mittlere Wagen stoppte genau vor Naoki. Naoki streckte die Hand aus, um die Fondtür zu öffnen, als ein Team von Männern in schwarzen Anzügen mit Ohrstöpseln aus den anderen beiden Limousinen sprangen und ihn fortwinkten. Hastig befolgte Naoki diese Weisung.

Naoki machte eine tiefe Verbeugung, als Kenichi Fujiwara ausstieg. Der Mann, der fast ebenso erlesen gekleidet war wie der *Oyabun*, zögerte kurz, als er an der

zehnstöckigen Fassade des Paradise hochblickte. Die oberen fünf Etagen waren Teil eines Hotels, dessen Mottoräume entweder stunden- oder tageweise gemietet werden konnten. Auf Kenichis Gesicht zeigte sich milde Verachtung, wahrscheinlich war der Treffpunkt nicht von ihm ausgewählt worden. Dennoch betrat er das Paradise durch den Luftvorhang und ging mit derselben Nichtbeachtung an dem sich verbeugenden Naoki vorbei, wie eine Viertelstunde vor ihm der *Oyabun*.

Naoki richtete sich wieder auf und eilte zur Spitze der Gruppe, wobei er laut genug, um über den Krach der fallenden *Pachinko*-Kugeln gehört zu werden, rief: »Das Treffen findet im nächsten Stockwerk statt. Bitte folgen Sie mir!«

Oben kicherten die Hostessen und hielten scheu ihre Hände vor den Mund. Einen Moment später wurden sie zur Seite gescheucht, als der *Oyabun* den Vize-Minister erblickte und abrupt vom Tisch aufstand. Klaglos und schnell zogen sich die Mädchen an die Bar zurück.

Während sich die jeweiligen Begleiter mit einer Mischung aus Verachtung und einem Anflug unterdrückter Feindseligkeit musterten, fiel die Begrüßung zwischen den beiden Männern herzlich und präzise gleichrangig aus, als ob sie zwei befreundete Geschäftsleute seien.

»Kenichi Fujiwara Daijin!«, sagte der *Oyabun* kurz und kraftvoll, wobei er jede Silbe gleichstark betonte.

»Hisayuki Ishii Kunicho!«, erwiderte der Vize-Minister auf dieselbe Weise.

Solange sie sprachen, verbeugten sie sich voreinander im präzis gleichen Winkel, wobei sie respektvoll den Blick senkten. Dann tauschten sie Visitenkarten aus, zuerst der Vize-Minister, der seine Karte mit beiden Dau-

men und Zeigefingern anbot und dabei eine nicht ganz so tiefe Verbeugung ausführte. Sofort danach vollführte der *Oyabun* in perfekter Kopie des Vize-Ministers diese Geste.

Nach dem Visitenkarten-Ritual drehten sich die Männer kurz zu ihren jeweiligen Begleitern um und dirigierten sie ausschließlich mit Blicken und kurzem Nicken zu entgegengesetzten Seiten des Raums. Dann nahmen der *Oyabun* und der Vize-Minister an den gegenüberliegenden Enden des großen Mahagonitischen Platz, der extra für solche Ereignisse besorgt worden war. Sie platzierten die Visitenkarten mittig vor sich, exakt parallel zur Tischseite ausgerichtet.

Da er keinen ausdrücklichen Befehl bekommen hatte, sich zu entfernen, hielt sich Naoki, der offensichtlich nicht bemerkt werden sollte, in Hörweite auf, für den Fall, dass seine vornehmen Gäste einen Wunsch äußerten. Er stand an der Wand und versuchte vergeblich, nichts von dem zu hören, was besprochen wurde. In seinem Gewerbe konnte Wissen gefährlich sein.

Im Anschluss an den Austausch von Freundlichkeiten, mit denen sie sich gegenseitig Respekt zollten, kam Kenichi zum Geschäftlichen. »Uns bleibt nicht viel Zeit, bevor meine Abwesenheit vom Ministerium bemerkt wird. Erstens möchte ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihre Bereitschaft aussprechen, die anstrengende Fahrt von Kyoto nach Tokio auf sich zu nehmen.«

»Nicht der Rede wert«, sagte Hisayuki und wedelte nachlässig mit der Hand. »Ich musste sowieso für eins meiner anderen Unternehmen nach Tokio kommen.«

»Zweitens lässt der Minister selbst Ihnen seine Grüße übermitteln und möchte, dass Sie wissen, dass er es vorgezogen hätte, persönlich zu diesem Treffen mit Ihnen

zu kommen. Leider wurde er zu einem unplanmäßigen Treffen mit dem Premierminister abberufen.«

Hisayuki antwortete zwar nicht in Worten. Stattdessen neigte er seinen Kopf zum Zeichen, dass er die Botschaft gehört hatte. Tatsächlich hatte ihn die plötzliche Planänderung am Morgen geärgert, aber aus Sorge, sich ins eigene Fleisch zu schneiden, hatte er sie hingenommen. Ein Treffen mit einem hochrangigen Regierungsmitglied, ob nun mit dem Minister oder dem Vize-Minister, war zu außergewöhnlich, um nicht wahrgenommen zu werden. Nebenbei bemerkt, war der Vize-Minister in einigen Belangen sogar mächtiger als der Minister. Er war nicht vom Premierminister berufen worden, sondern ein Beamter, der auf eine lange Dienstzeit zurückblicken konnte. Außerdem war Hisayuki neugierig, was die Regierung wollte, und noch neugieriger war er darauf, was sie anbieten würde. Alles, was sich zwischen der Yakuza und der Regierung abspielte, war ein Handel.

»Ich möchte außerdem, dass Sie wissen, dass wir gerne nach Kyoto gekommen wären. Allerdings so, wie die Wirtschaftslage gerade in der Welt und in unserem Land ist, werden wir unablässig von den Medien gejagt und waren der Meinung, wir könnten das Risiko nicht eingehen. Es ist wichtig, dass dieses Treffen kategorisch aus den Medien herausgehalten wird. Die Regierung braucht Ihre Hilfe. Sie wissen so gut wie ich, dass Japan nichts Vergleichbares zur CIA oder dem FBI vorzuweisen hat.«

Nur mit einiger Mühe konnte Hisayuki ein zufriedenes Lächeln unterdrücken. Er war ein geborener Verhandlungsführer, der es liebte, wenn jemand, der ihm seinerseits behilflich sein konnte, mit der Bitte um einen Gefallen auf ihn zukam. Hisayukis Interesse war geweckt. Er lehnte sich über den Tisch, um sein Gesicht

näher an das von Kenichi zu bringen. »Darf ich unter diesen besonderen Umständen annehmen, dass es meine bekannte Stellung als *Oyabun* einer Yakuza-Familie ist, die mir die Möglichkeit bietet, der Regierung behilflich zu sein?«

Auch Kenichi beugte sich vor. »Das ist genau der Grund.«

Trotz Hisayukis Bemühen, es zu unterdrücken, erschien ein leichtes Lächeln auf seinem Gesicht, das ihn zwang, sein Mantra, bei Verhandlungen keine Emotionen zu zeigen, zu brechen. »Entschuldigen Sie, wenn ich darin ein wenig Ironie finde«, sagte er und gewann die Kontrolle über seine Gesichtszüge zurück. »Ist dies nicht dieselbe Regierung, die im Jahr 1992 die Anti-Banden-Gesetze erlassen hat und die jetzt um Hilfe bittet? Wie kann das sein?«

»Wie Sie wissen, war die Haltung der Regierung gegenüber der Yakuza immer schon ambivalent. Außerdem wurden diese Gesetze aus politischen Gründen erlassen und nicht, um sie umzusetzen. Die Vollstreckung wurde auch nicht wirklich forciert. Ausschlaggebend ist, dass etwas Vergleichbares wie das amerikanische RICO-Gesetz bei uns nicht eingeführt worden ist, und ohne ein solches Gesetz können unsere Anti-Banden-Gesetze niemals wirklich wirksam werden.«

Hisayuki formte mit seinen Fingern ein Dreieck. Ihm gefiel der Verlauf, den die Unterhaltung nahm. »Die Ironie daran ist, dass diese Anti-Banden-Gesetze gar nicht so viel Auswirkungen auf unsere Yakuza-Geschäfte hatten, dafür umso mehr auf unsere legalen Unternehmungen. Könnte ich Sie dafür gewinnen, sich noch einmal einige spezielle Bedingungen anzusehen, wenn ich Ihnen und der Regierung helfe?«

»Das ist präzise das, was wir Ihnen anbieten wollten. Je rechtmäßiger ein Projekt oder ein Unternehmen ist und je weniger es unter Yakuza-Leitung zu stehen scheint, desto mehr können wir da tun. Es wird uns eine Freude sein!«

»Noch eine Frage, bevor Sie mir sagen, worum es sich bei Ihrem Anliegen handelt: Warum ich? Warum die Aizukotetsu-kai? Verglichen mit den Yamaguchi-gumi oder sogar den Inagawa-kai sind wir eine sehr kleine Organisation.«

»Wir sind zu Ihnen gekommen, weil Sie und die Aizukotetsu-kai als aufsteigende Organisation in Kyoto bereits involviert sind.«

Der *Oyabun* zog ein wenig die Augenbrauen hoch, deutete damit zugleich Überraschung aber auch Verwirrung an. »Wieso nehmen Sie an, dass wir etwas damit zu tun haben, und worum genau geht es überhaupt?«

»Wir kennen Ihre starke Position, die Sie über Ihre Kapitalgesellschaft, die RRTW Ventures, innerhalb der relativ jungen Firma iPS Patent Japan einnehmen, womit Sie an der ganzen Sache beteiligt sind. Da Sie so massiv investiert haben, nehmen wir an, dass Sie genau wie die Regierung davon ausgehen, dass die iPS-Technologie die biotechnische Industrie für die nächsten hundert Jahre beherrschen wird. Wir tendieren zu der Meinung, dass die induzierten pluripotenten Stammzellen innerhalb schätzungsweise des nächsten Jahrzehnts die Grundlage für die Heilung und nicht nur für Behandlungsmöglichkeiten von degenerativen Erkrankungen sein werden. Dabei werden sie gleichzeitig einen hochgradig lukrativen Industriezweig hervorbringen. Habe ich recht?«

Hisayuki regte sich nicht.

»Ich werte Ihr Schweigen als Zustimmung. Außerdem

nehme ich an – dieses aufgrund Ihrer Investition –, dass Sie der Meinung sind, die Universität von Kyoto sei nicht ausreichend gerüstet gewesen, mit den Patentangelegenheiten bezüglich dieser wissenschaftlichen Durchbrüche, die sie in der Stammzellenforschung erreicht haben, optimal umzugehen. Denn der ausdrückliche geschäftliche Auftrag von iPS Patent Japan ist es, dieses Defizit durch ein professionelles Management auszugleichen.«

Wieder machte Kenichi eine Pause, aber Hisayuki blieb so reglos wie eine Statue, entsetzt über die Genauigkeit dessen, was er hörte. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass seine Position innerhalb von iPS Patent Japan der Regierung bekannt war, da das Unternehmen immer noch privat geführt wurde.

Kenichi räusperte sich und wartete einen Moment, ob der *Oyabun* darauf antworten würde. Dann fuhr er fort: »Würde man sagen, das Ministerium für Wirtschaft, Handel und Industrie sei besorgt darüber, unser Land könnte die führende Position in diesem so überaus wichtigen Vorhaben, nämlich der Kommerzialisierung der iPS-Technologie, an die Amerikaner verlieren, so hieße das, unsere innigsten Gefühle zu verspotten. Wir sind verzweifelt, besonders, da das japanische Volk unsere Vormachtstellung auf diesem Gebiet bereits mit nationalem Stolz betrachtet. Was die Sache noch verschlimmert, kam es, wie wir kürzlich erfahren mussten, zu einem entscheidenden Treuebruch durch einen Wissenschaftler, der in der Stammzellenforschung der Kyotoer Universität beschäftigt war.«

Als ob er aus einer Trance erwachte, richtete Hisayuki sich auf und platzte heraus: »Ein Verrat? Wer profitiert davon?« Die Yakuza der alten Schule, genau wie der extrem rechte Flügel der japanischen Politik, waren lei-

denkschaftliche Patrioten. Ein solches Verhalten eines japanischen Wissenschaftlers war für Hisayuki ein Gräuelf.

»Amerika natürlich, weswegen wir ja auch so besorgt sind. New York, um genau zu sein. Der Verrat wurde von einem Start-Up-Unternehmen namens iPS USA LLC in die Wege geleitet. Dieses Unternehmen versucht, aus dem augenblicklichen Patent-Chaos in der Stammzellenforschung und speziell der iPS-Technologie Kapital zu schlagen. Obwohl sich diese Firma den Berichten nach unauffällig verhält, scheint ihr Ziel das Sammeln sämtlicher Urheberrechte und Patente auf diesem vielversprechenden Gebiet zu sein.«

»Was bedeutet, dass dieses Unternehmen am Ende einen Industriezweig kontrollieren könnte, der gut und gerne Billionen von Dollar schwer ist – anstelle von Japan, dem es rechtmäßig zusteht!«

»Gut ausgedrückt.«

»Wie gefährlich ist dieser Verräter?«

»Enorm gefährlich. iPS USA hat seine Verbindung zur Mafia in New York genutzt, über die sie hier in Kyoto mit einer Gruppe der Yamaguchi-gumi zusammengekommen sind, um in Kyoto Spionage zu betreiben. In das Institut der Universität wurde eingebrochen, im Verlauf dessen wurde ein Wachmann getötet, und die einzigen Belege in Papierform, die es von der Arbeit des Verräters gibt, wurden gestohlen. Diese Aufzeichnungen mit einem unglaublichen Wert wurden im Labor der Universität leichtsinnigerweise in einem unverschlossenen Aktenschrank aufbewahrt. Das ist eine komplizierte Angelegenheit, die verheerende Folgen haben kann!«

Hisayuki hatte vage Gerüchte über einen Einbruch in die Universität von Kyoto gehört, auch über den Tod des Wachmanns, aber niemals war dabei eine Beteiligung

der Yamaguchi-gumi erwähnt worden. Er wusste, dass es andere Versuche der Yamaguchi-gumi gegeben hatte, in sein Territorium einzudringen. Im Gegensatz zu den anderen Yakuza-Familien waren die Yamaguchi, die ihren Hauptsitz in Kobe hatten, der Tradition zum Trotz eine expandierende Organisation, die sich über ganz Japan ausbreitete. Die Vorstellung jedoch, dass sie einem amerikanischen Unternehmen dabei halfen, in Kyoto zu spionieren, war ein Frevel höchsten Ausmaßes. Als *Oyabun* der Aizukotetsu-kai musste er seine Investition in iPS Patent Japan schützen.

»Was macht die Arbeit dieses Wissenschaftlers so wichtig?«

»Das, was er hinter dem Rücken aller anderen getan hat! Soweit ich verstanden habe, arbeitete er an Stammzellen und an induzierten pluripotenten Stammzellen von Mäusen. In seiner Freizeit jedoch forschte er mit menschlichen Zellen. Und zwar mit seinen eigenen Zellen, die er seinen Unterarmen bei selbst durchgeführten Biopsien entnahm. Wie sich herausstellte, war er der Erste, der menschliche iPS-Zellen erzeugt hat – und nicht seine Vorgesetzten, die sich dafür feiern ließen. Als er versuchte, ihnen das klarzumachen, wurde er erst ignoriert und dann entlassen. Ihm wurde sogar der Zutritt zu seinem Büro verweigert, deshalb hatte er keinen Zugriff mehr auf seine persönlichen Dinge. Diese persönlichen Dinge umfassten Aufzeichnungen seiner Arbeit, die seine Ansprüche untermauerten und die vorsätzlich von den Computern der Universität gelöscht worden sind. Der Mann wurde wirklich mies behandelt, dennoch hat er durch das Eintreten für seine Rechte japanische Sitten verletzt. Durch die Nähe zur Wirtschaft kann der Wettbewerb in der Forschung heutzutage brutal sein.«

»Was, glauben Sie, wird geschehen?«

»Was bereits geschieht!«, sagte Kenichi ungehalten.
»Wir sind ursprünglich intern, durch das japanische Patentamt, auf diese Angelegenheit aufmerksam gemacht worden. Mit der Unterstützung von iPS USA LLC hat unser Verräter bereits den besten Patentanwalt in Tokio beauftragt, Klage gegen die Kyotoer Universität und die Gültigkeit ihrer iPS-Patente einzureichen. Anders als bei den Laborleitern, für die er früher gearbeitet hat, hatte er keinen Vertrag mit der Universität über die Urheberrechte an seiner Arbeit, was bedeutet, die Rechte besitzt er und nicht die Universität. Er hat jetzt eine Reihe Patente in den USA angemeldet, wodurch sicherlich die Kyotoer Patente von der WTO hier in Japan in Frage gestellt werden. Außerdem gibt es noch die Patente, die einer Universität in Wisconsin gehören. Die USA achten nämlich bei der Patentvergabe auf das Datum der Erfindung, nicht der Einreichung. Sie sind das einzige Land auf der Welt, das so verfährt.«

»Dies ist ganz offensichtlich ein Notfall«, schimpfte Hisayuki mit rot angelaufenem Gesicht. Innerlich beklagte er seine Entscheidung, eine so gewaltige Investition in iPS Patent Japan getätigt zu haben. Wenn das Szenario, das der Vize-Minister entwarf, Realität werden würde – der Marktwert von iPS Patent Japan würde gegen null zurückfallen. Wütend fragte er: »Wie heißt dieser untreue Verräter?«

»Satoshi Machita.«

»Er kommt aus Kyoto?«

»Ursprünglich ja. Allerdings haben er und seine unmittelbare Familie einschließlich all seiner Großeltern jetzt quasi ihren Wohnsitz in die USA verlegt, und es wird mit Hochdruck an ihrer Aufenthaltserlaubnis gear-

beitet. Dies konnte nur aufgrund der Zusammenarbeit zwischen den Yamaguchi-gumi und iPS USA in die Tat umgesetzt werden, aber hauptsächlich ist dies den Yamaguchi-gumi zuzuschreiben, die sie aus Japan hinaus- und in die Staaten hineingebracht haben. Wir sind uns nicht sicher, warum die Yamaguchi-gumi so handeln, vermuten aber, dass dies aufgrund einer finanziellen Bindung zu iPS USA geschieht.«

»Wo in den Staaten lebt Satoshi?«

»Darüber verfügen wir über keine bestätigten Informationen. Wir haben keine Adresse. Wir nehmen an, dass er sich in New York aufhält, weil dort der Sitz von iPS USA ist und er Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Unternehmens ist.«

»Hat er noch Familie in Kyoto?«

»Ich fürchte, nicht. Keine direkte Familie. Die Yamaguchi haben alle umgesiedelt, einschließlich seiner Ehefrau, einer unverheirateten Schwester und allen vier Großeltern.«

»Mir scheint, Sie informieren mich über all dies ziemlich spät.«

»Das meiste von dem, was ich Ihnen dargelegt habe, haben wir erst in den letzten Tagen erfahren, nachdem das Patentamt durch die Eröffnung der rechtlichen Prozeduren aufgeschreckt wurde. Die Universität war auch keine große Hilfe. Sie haben uns erst darüber unterrichtet, was entwendet wurde, nachdem wir direkt an sie herangetreten sind.«

»Was möchten Sie, was ich den Aizukotetsu-kai raten soll, hätte ich die Macht, einen solchen Vorschlag zu unterbreiten, was zuzugeben ich nicht bereit bin?«

Der Vize-Minister räusperte sich in die Faust. Die verschlossene Art des *Oyabun* überraschte ihn nicht, und er

antwortete freundlich: »Ich gehe nicht davon aus, dass ich den Aizukotetsu-kai sagen kann, wie sie ihre Organisation zu führen haben. Mir war es ein wichtiges Anliegen, jemandem die Situation, wie sie sich darstellt, zu erklären und auf die unmittelbare Gefahr für die Aizukotetsu-kai und ihre Anlagen hinzuweisen, sonst nichts.«

»Aber etwas muss geschehen, und das schnell!«

»Ich stimme Ihnen uneingeschränkt zu, genau wie der Minister und der Premierminister, aber aus offensichtlichen Gründen sind unsere Hände gebunden. Ihre hingegen nicht. Sie haben doch Niederlassungen in New York, oder nicht?«

»Welche Niederlassungen meinen Sie denn, Fuguwara-san?«, fragte der *Oyabun* unschuldig und zog, um die Wirkung zu verstärken, die Augenbrauen hoch. Auf gar keinen Fall würde er einer solchen Aussage stillschweigend zustimmen, auch wenn die Tatsache bereits allgemein bekannt war.

»Mit allem Respekt, Ishii-san«, sagte der Vize-Minister mit einer leichten Verbeugung. »Für so ein Getue haben wir keine Zeit. Die Regierung ist über die Yakuza-Aktivitäten in Amerika informiert, genau wie über die Verbindungen zu dort ansässigen kriminellen Organisationen. Wir wissen, was geschieht, und ehrlich gesagt, sind wir sehr froh darüber, dass Sie so viel Crystal Meth nach Amerika schicken, weil das bedeutet, dass unser Problem mit der Droge hier im Land geringer ist. Ihre anderen Aktivitäten wie Waffenschmuggel, Glücksspiel und Sittendelikte finden jedoch nicht unsere Zustimmung. Wir haben sie aber geduldet im Hinblick darauf, dass Ihre Verbindungen einmal wertvoll werden könnten für uns, wie zum Beispiel bei der Katastrophe, in der wir uns gegenwärtig befinden.«

Nach einer kurzen Pause sagte Hisayuki: »Möglicherweise kann ich einigen Bekannten von mir die Informationen weitergeben, die Sie mir freundlicherweise mitgeteilt haben. Möglicherweise finden diese Bekannten eine Lösung, die unser beider Interessen nützlich sein könnte.«

»So soll es geschehen! Wir im Ministerium – nein, eigentlich die gesamte Regierung – würden dieses Vorgehen sehr zu schätzen wissen.«

»Versprechen kann ich nichts!«, fügte Hisayuki schnell hinzu, nachdem er einige Überlegungen gegeneinander abgewogen hatte. Er wusste, dass sie den Verräter umgehend finden mussten, was ihm allerdings als kein sehr großes Problem erschien. Hingegen die Niedertracht dieser Yamaguchi-gumi-Bande, die sich nicht um etablierte Regeln scherte und ohne seine Erlaubnis in seiner Stadt Kyoto agierte, war eine ganz andere Sache! Das konnte nicht hingenommen werden. Er hoffte, es würde sich dabei um eine abtrünnige, einzelne Gruppe handeln, die ohne die Erlaubnis des *Oyabun* in Aktion getreten war. Er schwor sich, dieses entscheidende Detail herauszufinden, bevor er selbst aktiv wurde. Tatsächlich schränkten die realen Verhältnisse seinen Handlungsspielraum ein, da die Aizukotetsu-kai durch die Stärke der Yamaguchi-gumi wie ein Entwicklungsland gegenüber einer wirtschaftlichen Supermacht wirkten.

»Auf eine Sache legen wir besonders viel Wert«, sagte der Vize-Minister. »Was auch immer geplant ist, besonders in Amerika, muss mit der größtmöglichen Diskretion durchgeführt werden. Sollte dem Verräter irgendetwas geschehen, so muss dies aussehen, als ob es auf natürliche Weise geschehen ist. Die Regierung von Japan darf auf keine Art und Weise in diese Angelegenheit hineingezogen werden.«

»Das versteht sich von selbst«, sagte der *Oyabun* abwesend.

Zwei Tage später

24. März 2010

Mittwoch, 16.14 Uhr

New York City

Satoshi Machita setzte seine Unterschrift in breiten Buchstaben auf alle fünf Ausführungen des Vertrages, der iPS USA LLC die exklusiven Lizenzrechte an seinen anhängigen iPS-Patenten zusicherte, und stempelte seinen persönlichen *Inkan*, sein Siegel, dazu.

Der Vertrag verschaffte ihm einen fairen und höchst lukrativen Gewinn, einschließlich einer großzügigen Option auf Aktien in den nächsten zwanzig Jahren. Mit dem Schwung des letzten Buchstabens hob Satoshi seinen Stift, um ihn in einer Geste der Gruppe Menschen um ihn herum zu präsentieren, und nahm ihren Beifall entgegen. Diese Unterschrift läutete eine Wende sowohl in Satoshis Leben als auch für die Zukunft von iPS USA ein. Das Unternehmen stand jetzt in der Position, die kommerzielle Entwicklung von induzierten pluripotenten Stammzellen weltweit zu kontrollieren – ein Feld, von dem die meisten Molekularbiologen behaupteten, es würde die degenerativen Krankheiten der Menschheit heilen. Dies sollte eine Revolution in der Geschichte der Medizin werden, ein Durchbruch, der alle anderen vor ihm in den Schatten stellte.

Als Geschäftsführer von iPS USA trat Dr. Benjamin Corey als Erster vor und schüttelte Satoshis Hand. Blitz-

lichter explodierten zwischen den Jubelrufen und tauchten die beiden Männer immer wieder in grelles Licht. Neben dem einen Meter vierundneunzig großen, flachblonden Corey erschien sein dunkelhaariger Kompagnon zwergenhaft, aber niemand schenkte diesem Umstand Beachtung. In den Augen der Anwesenden waren sie ebenbürtig, der größere Mann in der Beschaffung von Risikokapital für Biotechnologie-Projekte, der kleinere auf dem rasant wachsenden Feld der Zellbiologie.

Andere Mitglieder des iPS USA-Teams näherten sich Satoshi, um der Welt neuestem zukünftigen Multimillionär die Hand zu schütteln. Zum Team gehörten Dr. Brad Lipson als Vorstand für das operative Geschäft, Carl Harris, der Finanzdirektor, Pauline Hargrave, Firmenanwältin und Notarin, Michael Calabrese, als Placement Agent zuständig für die Beschaffung eines erheblichen Anteils des Startkapitals von iPS USA, und Marcus Graham, Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates, zu dem Satoshi nun gehörte. Während das gegenseitige Gratulieren kein Ende nahm – schließlich ging jeder der Anwesenden davon aus, bald viel, viel reicher zu sein –, ließ Jacqueline Rosteau die Korken einer stattlichen Anzahl gekühlter Dom Pérignon Flaschen knallen, woraufhin alle noch einmal zu einem Jubel anhoben, als sie dieses festliche Geräusch vernahmen.

Ihre vollen Champagnergläser in der Hand, schlenderten Ben und Carl abseits von den anderen zum vorderseitigen Fenster von Bens Büro an der Fifth Avenue und blickten zufrieden hinaus. Das Gebäude stand nahe der 57. Straße, einem geschäftigen Teil der Stadt, besonders so kurz vor der Stoßzeit. Ein leichter Frühjahrsnieselregen fiel auf die Fußgänger, von denen viele Regen-

schirme trugen, durch die sie von oben aussahen wie umherhastende, insektenähnliche Kreaturen mit schwarzen Panzern.

»Als wir anfangen, über iPS USA zu reden«, sinnierte Carl, »hätte ich in einer Million Jahre nicht geglaubt, dass wir so schnell so weit kommen würden.«

»Ich auch nicht«, gab Ben zu. »Das ist zu großen Teilen dir zu verdanken, weil du Michael und sein Investment-Unternehmen mit seinen ganz besonderen Kunden gefunden hast. Du bist wirklich einzigartig, mein Freund! Ich danke dir!«

Ben und Carl waren bereits auf dem College befreundet gewesen, danach trennten sich ihre Wege. Während Ben Medizin studierte, hatte Carl einen Hochschulabschluss in BWL und Wirtschaftsprüfung erworben. Danach ging er in die Finanzwelt, von wo Ben ihn wieder abgeworben hatte, als iPS USA gegründet werden sollte.

»Danke, Ben!«, sagte Carl. »Ich versuche, mein Gehalt wert zu sein.«

»Und das alles hätte sicherlich nicht geschehen können, hätten wir nicht erfahren, dass es Satoshi gibt. Was er geschafft hat und wie übel ihm mitgespielt wurde!«

»In dieser Hinsicht war in der Tat das Beschaffen der Laboraufzeichnungen der echte Durchbruch.«

»Damit hast du zwar recht, aber erinnere mich bloß nicht daran!«, sagte Ben mit Schaudern. Obwohl der Vorfall mittlerweile drei Wochen zurücklag, jagte ihm der Gedanke an dieses Ereignis und seine schwachsinnige Entscheidung, an dem Einbruch teilzunehmen, noch immer eiskalte Schauer über den Rücken. Es schien ihm noch immer ein Wunder, dass er damals nicht zusammen mit seinem Komplizen geschnappt worden war.

»Gab es irgendwelche Auswirkungen in Japan?«

»Nicht, soweit ich weiß, und Michael sagt, dass seine Kontakte auch nichts gehört haben. Die japanische Regierung unterhält zur Yakuza eine befremdliche, allgemein bekannte, aber niemals ausgesprochene partnerschaftliche Beziehung. Der krasse Gegensatz dazu ist, wie unsere Regierung mit der Mafia verfährt.«

»Da wir gerade von der Mafia reden«, sagte Carl und senkte die Stimme. »Machst du dir Sorgen über ihre andauernde Beteiligung?«

»Natürlich gefällt mir das nicht!«, gab Ben zu. »Aber als größter Investor, zusammen mit ihren Yakuza-Partnern, und wenn man ihre Rolle bei der Beschaffung der Laborberichte bedenkt und wie schnell sie Satoshi und seine Familie hierhergebracht haben, muss man ihnen zugestehen, dass wir ohne sie nicht so weit gekommen wären. Aber du hast recht! Sie weiterhin zu beteiligen, wäre wie ein Spiel mit dem Feuer, und das müssen wir verhindern. Ich habe vorhin, bevor Satoshi hier war, mit Michael genau darüber gesprochen, und wir haben ein Treffen für morgen Vormittag in seinem Büro verabredet. Er versteht unseren Standpunkt und stimmt uns zu. Ich sagte ihm, dass von heute an die Rolle seiner Kunden zurückgeschraubt werden müsste auf die von stillen Teilhabern, nicht mehr. Wir können ihnen Aktienoptionen anbieten, damit sie sich zurückziehen.«

Carl zog die Augenbrauen hoch, darüber im Zweifel, ob es so einfach werden würde, aber er antwortete nicht. Satoshi war herübergekommen, um sich zu verabschieden und sich dafür zu entschuldigen, dass er die Party schon verließ. »Ich möchte nach Hause zu meiner Familie gehen und ihnen die gute Nachricht überbringen«, sagte er und verbeugte sich vor Ben und Carl.

»Dafür haben Sie unser vollstes Verständnis«, erwiderte Ben und tauschte einen hohen Abschlag mit dem kleinen und jugendlich aussehenden Forscher aus. Als Ben ihn das erste Mal getroffen hatte, dachte er, Satoshi wäre ein Teenager und nicht Mitte Dreißig. »Konnten Sie bereits mit Pauline über die Testamente und Fonds sprechen?«

»Ja, das habe ich. Sie sind bereits unterzeichnet.«

»Fantastisch«, sagte Ben und klatschte nochmal ab. Satoshi hatte seinen Doktor in Harvard gemacht und war versiert in amerikanischen Sitten. Nach einer weiteren Runde Händeschütteln, gegenseitigen Beglückwünschungen und Versprechungen, sich gesellschaftlich zu verabreden, wandte Satoshi sich zum Gehen, um nach nur wenigen Schritten noch einmal zurückzukehren.

»Eine Sache wollte ich noch fragen«, sagte Satoshi und sah Ben direkt an. »Sind Sie schon weitergekommen mit einem Arbeitsplatz in einem Labor für mich?«

Da iPS USA noch in den Kinderschuhen steckte, verfügten sie bisher nur über Büroräume in dem Gebäude an der Fifth Avenue. Sie hatten noch kein eigenes Labor und würden es wahrscheinlich auch nie haben. Der Geschäftsplan sah lediglich vor, Vorteile aus dem Chaos zu ziehen, das rund um die Patenterteilung im Zusammenhang mit der Stammzellenforschung allgemein und induzierten pluripotenten Stammzellen im Speziellen herrschte. Der Gedanke dahinter war, den Stammzellenmarkt zu beherrschen, indem man die Rechte an dem geistigen Eigentum, das andere Wissenschaftler durch ihre Entdeckungen erwarben und sich sicherten, unter die eigene Kontrolle bringt, und das so schnell, dass niemand ahnen würde, was iPS USA wirklich im Sinn hatte: eine Art Blitzkrieg um die Urheberrechte, die Patente.

»Noch nicht«, gab Ben zu. »Aber ich bin mir sicher, dass ich kurz davor bin, Sie im Stammzellenlabor des Columbia Medical Center einzumieten. Das kann gerade jeden Moment bestätigt werden. Schauen Sie morgen vorbei, oder rufen Sie einfach an! Ich rufe dort als Erstes morgen früh an.«

»Danke«, sagte Satoshi mit einer Verbeugung. »Das macht mich sehr froh.«

»Lassen Sie von sich hören!«, antwortete Ben und gab dem kleineren Mann einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

»*Hai, hai*«, erwiderte Satoshi und wandte sich wieder zum Gehen.

»Einen Forschungsplatz?«, fragte Carl, nachdem Satoshi den Raum verlassen hatte.

»Er schmachtet nach Laborarbeit«, sagte Ben. »Er fühlt sich wie ein Fisch auf dem Trockenen, wenn er kein Labor um sich herum hat.«

»Ihr versteht euch richtig gut, ihr beiden.«

»Ja, nehme ich jedenfalls an«, sagte Ben vage. »Jacqueline und ich haben ihn und seine Frau ein paar Mal zum Essen hier in der City ausgeführt. Er hat einen kleinen Sohn, eineinhalb Jahre alt. Ich sag dir was: Der Junge sieht aus, als ob er nicht echt wäre, und er ist so still! Keinen Ton gibt er von sich. Er sieht sich einfach mit diesen riesigen Augen um, als ob er alles in sich aufsaugen würde.«

»Was will er im Labor machen?«, wollte Carl wissen, wie immer der Erbsenzähler. »Ist das nicht kostspielig?«

»Er möchte an Elektroporation-Technologien zur Anwendung in der iPS-Generierung arbeiten«, sagte Ben mit einem Achselzucken. »Ich weiß es nicht genau und ehrlich gesagt, kümmert es mich auch nicht besonders.

Was mir am Herzen liegt, ist, dafür zu sorgen, dass er weiter glücklich bleibt, weswegen wir ihn und seine Familie auch so schnell wie möglich in die Staaten gebracht haben, ohne die Bearbeitung der Formalitäten abzuwarten. Er ist mit ganzem Herzen Wissenschaftler und betrachtet all die rechtlichen Prozeduren als Zeitverschwendung. Was wir nicht möchten, ist, dass er abspringt und seine Meinung ändert, bevor wir die Patent-sachen unter Dach und Fach gebracht haben. Er ist so lange unsere goldene Gans, wie wir es ihm in seinem Nest gemütlich machen.«

»Also hält er sich momentan illegal hier auf!«

»Ja, kann man so sagen, aber das wird sich bald ändern. Darüber mache ich mir keine Sorgen. Dank unseres Wirtschaftsministers ist das amerikanische Konsulat in Tokio gerade dabei, ihnen allen Green Cards auszustellen.«

»Wo wohnt er mit seiner Familie?«, fragte Carl. Bedachte man Satoshis wichtige Rolle, die er in der Erfolgsgeschichte von iPS USA spielen sollte, fand Carl es klug, jederzeit zu wissen, wo Satoshi sich aufhielt.

»Ich weiß es nicht«, sagte Ben. »Und möchte es auch gar nicht wissen, falls irgendwelche Behörden mich danach fragen. Ich glaube, nicht einmal Michael weiß es. Wenigstens hatte ich diesen Eindruck, als wir das letzte Mal darüber sprachen. Aber ich habe Satoshis Handynummer.«

Carl lachte leise auf, eher vor Erstaunen denn vor Belustigung.

»Was ist so lustig?«

»Oh, welch' verworren Netz wir weben, wenn anfangs wir Intrigen leben«, sagte Carl.

»Sehr klug gesagt!«, gab Ben sarkastisch zurück. »Ver-

suchst du damit anzudeuten, dass wir Satoshi nicht hätten mit ins Boot nehmen sollen, obwohl unsere Versuche in der Industriespionage seinen Namen und seine Geschichte erst ins Spiel gebracht haben?«

»Nein, nicht unbedingt. Eigentlich bin ich nur beunruhigt über unsere Zusammenarbeit mit der Lucia-Familie.«

»Ein Grund mehr, den Kontakt abubrechen. Vielleicht müssen wir ein paar mehr Aktienoptionen drauflegen, als ich hoffte, aber das wird es wert sein. Diese Verhandlungen übergebe ich deinen und Michaels fähigen Händen.«

»Besten Dank!«, murmelte Carl auf ähnlich sarkastische Art. »He, was war das vorhin mit Pauline und Fonds-Unterlagen? Welche Art von Fonds?«

»Satoshi ist ein wenig paranoid wegen der Kyotoer Universität und weil er aus Japan abgehauen ist. Er macht sich Sorgen, was mit seiner Frau und seinem Kind wird, sollte ihm etwas zustoßen. Ich hielt das für eine gute Gelegenheit, auch ein paar Sicherheitsmaßnahmen für iPS USA einzubauen. Darum habe ich Pauline gebeten, mit ihm zu sprechen, woraufhin sie Testamente für ihn und seine Frau entworfen hat, außerdem einen Vorschlag für einen Fonds zugunsten seines Jungen. Natürlich ist darin auch eine Klausel enthalten, die die Gültigkeit unseres Lizenzvertrages regelt.«

»Wer ist der Treuhänder des Kindes?«

»Das bin ich. War nicht meine Idee, aber wir können das als zusätzliches Sicherheitsnetz betrachten.«

Satoshi Machita war in Hochstimmung. Während er in dem aufwändig gestalteten Art-déco-Lift nach unten fuhr, gestand er sich ein, nie in seinem Leben so glücklich

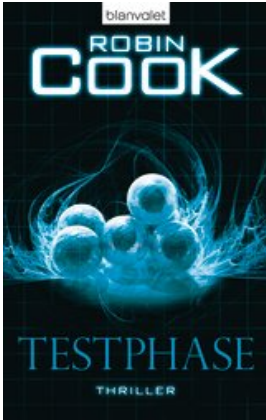
gewesen zu sein. Er war gerade in die Vereinigten Staaten von Amerika umgezogen, seine Familie und er bewohnten ein Haus, das von Manhattan nur durch die George-Washington-Bridge getrennt war. Natürlich würde er später einige Dinge aus seinem alten Leben in Japan vermissen – die Kirschbaumblüte rund um die prachtvollen Tempel in seiner Heimatstadt Kyoto oder den Anblick der aufgehenden Sonne, den man auf dem Gipfel des Fuji hatte –, aber der Verzicht auf diese heiteren Vergnügungen würde immer übertrumpft werden von dem Gefühl von Freiheit, das ihm das Leben hier geben würde. Ein Leben, das er zu lieben gelernt hatte, als er in Harvard studiert hatte und in Boston wohnte. Was er an Japan nicht vermissen würde, war das erstickende Pflichtgefühl, unter dem er, so lange er denken konnte, gelitten hatte: Seine Pflicht gegenüber seinen Großeltern, seine Pflicht gegenüber seinen Eltern und Lehrern, seine Pflicht gegenüber seinen Vorgesetzten im Labor und anderen hochgestellten Personen an der Universität – auch die Pflichten gegenüber seiner Gemeinde und letztlich auch gegenüber seinem Land. Es hatte kein Entkommen gegeben.

Im Eingangsbereich des Gebäudes stoppte er und sah durch die Spiegelglasflächen hindurch auf die vorbeihastenden Fußgänger und das wirre Durcheinander der gelben Taxis und Stadtbusse, die alle vorhatten, im leichten Regen bei dichtem Nebel ins Stadtzentrum zu fahren. Einen Moment lang wollte Satoshi sich ein Taxi heranzwinkeln, überlegte es sich aber anders. Zwar war er sich bewusst, dass er in einer nicht sehr weit entfernten Zukunft Multimillionär sein würde, aber er fühlte sich noch immer wie der Junge, als der er aufgewachsen war. Obwohl iPS USA ihm augenblicklich für seine vergleichs-

weise nicht sehr aufwändige Arbeit im wissenschaftlichen Beirat ein großzügiges Gehalt zahlte, war es insgesamt nicht viel, und er hatte acht Mäuler zu stopfen und darüber hinaus Miete zu zahlen. Aus Angst vor Vergeltungsmaßnahmen, weil er Japan verlassen hatte, war Satoshi mit beiden Großelternpaaren, seiner unverheirateten Schwester, seiner Frau und seinem Kind nach Amerika gekommen. Mit diesen Gedanken im Kopf entschloss er sich, zum drei Block entfernten Columbus Circle zu laufen, um dort die unterirdisch verlaufende Vorort-Bahn zum George-Washington-Bridge-Busbahnhof zu nehmen. In den letzten Wochen hatte er gelernt, dort einen Bus zu besteigen, der ihn über die Brücke nach Fort Lee, New Jersey, bringen würde, wo er einen vorübergehenden Wohnsitz für sich und seine Familie gefunden hatte.

Satoshi verließ das Gebäude durch die Drehtür und wechselte dabei die Hand, mit der er die Sporttasche trug, in der der gerade unterzeichnete Vertrag war, damit er mit rechts seine Jackenaufschläge fassen und sie dicht an seiner Kehle zusammenhalten konnte. Der Nebel, den er von drinnen gesehen hatte, war sowohl kälter als auch nasser, als er vermutet hatte. Nachdem er ein paar Schritte gelaufen war, revidierte er seine Ablehnung, ein Taxi zu nehmen, aber nun schienen alle Taxen besetzt zu sein.

Satoshi stand am Bordstein und wartete darauf, dass die Ampel für die Autos, die Ecke Fifth Avenue und 57. Straße fuhren, auf Rot sprang. Während er erfolglos die Gegend nach einem freien Taxi absuchte, fiel sein Blick auf einen Japaner, der an der gegenüberliegenden Straßenseite stand. Was ihn stutzen ließ, waren zwei Dinge: Erstens hielt der Mann anscheinend ein Foto in der linken Hand, auf das er zeitweilig blickte, um dann



Robin Cook

Testphase

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37912-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Als Satoshi Machita, ein renommierter Stammzellenforscher, inmitten unzähliger Pendler in der New Yorker U-Bahn ums Leben kommt, ahnt Laurie Montgomery, dass er keines natürlichen Todes gestorben ist. Denn die Forschungsergebnisse des Japaners könnten in der Biotech-Industrie Milliarden wert sein. Entgegen aller guten Ratschläge – auch derer ihres Kollegen und Ehemannes Jack Stapleton – setzt Laurie alles daran, die Hintergründe des Mordes aufzuklären

...

 [Der Titel im Katalog](#)